

Die Gemeinde und ihre Synagoge

Bestandsaufnahme und Ausblick

Zusammenfassung zum Vortrag im Rahmen des Seminars „Die Synagoge, Ort des Gebets, der Gemeinschaft und der Begegnung“ des Zentralrats der Juden in Deutschland

Dr. Daniel Korn

25.10.2018

1 Einleitung

Die Synagoge ist seit je her der zentrale Ort einer jeden jüdischen Gemeinde. In ihr finden die gemeinschaftlichen Gottesdienste statt, in ihr wurde und wird teils bis heute gelehrt und studiert, in ihr finden wichtige religiöse Ereignisse wie Bar/Bat-Mitzwa-Feiern, Hochzeiten und Beschneidungen statt und die Synagoge – der Name („Ort der Versammlung“) drückt es ja bereits aus – ist in vielerlei Hinsicht der gesellschaftliche Mittelpunkt des Lebens einer Gemeinde.

So einfach man das auch in so einem – zugegebenermaßen etwas langatmigen – Satz zusammenfassen können mag, so vielschichtig präsentiert sich all jenes, wofür die Synagoge demnach herzuhalten hat, in der gelebten Praxis einer konkreten Gemeinde – und umso mehr, wenn man die in den Synagogen gelebten Praxen verschiedener Gemeinden miteinander vergleicht. Der berühmte Witz vom schiffsbrüchigen Juden auf der einsamen Insel, den man nach zwanzig Jahren endlich rettet und der seinen Rettern stolz die beiden vom ihm erbauten Synagogen mit der Erklärung präsentiert „in diese Synagoge gehe ich, in jene setze ich keinen Fuß hinein“, bringt es ziemlich präzise auf den Punkt: die Synagoge ist eben auch ein Ort, an dem sich Geister scheiden und Kontroversen ihren Ausgang nehmen oder erst richtig kulminieren.

Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, etwa am Beispiel der Frankfurter Westendsynagoge zu untersuchen, welche Rolle die Synagoge dort spielt und welche Wechselwirkung die synagogale Praxis mit dem jüdischen Leben der Gemeinde entfaltet. Bedenkt man alleine, dass die Westendsynagoge einst als Flugschiff des gelebten liberalen Kultuskonzepts deutscher Prägung entworfen und erbaut wurde, nach dem Krieg jedoch durchgehend als klassisch orthodoxe Synagoge mit überwiegend polnisch geprägtem Ritus betrieben wurde, erscheint schon die Geschichte des Hauses wie ein Sinnbild für die ganze Ambivalenz, die mit ihrem synagogalen Leben verbunden ist. Auch die bauliche Gestaltung des Innenraums, wie sie sich nach der Renovierung in den 1990er Jahren präsentiert, trägt diese Spaltung für alle sichtbar in sich: während bis etwa zur Frauenempore noch weitgehend das ursprüngliche Jugendstildesign aus der Errichtungszeit wiederhergestellt wurde, verliert sich dieses im weiteren Verlauf zugunsten jener Gestaltung, die bei der Wiederherstellung in den 1950er Jahren zur Ausführung gelangte.

Als ehemaliger Gabbai und jahrzehntelanger Mitbeter der Westendsynagoge darf der Autor dieses Vortrags für sich in Anspruch nehmen, das Leben in und rund um die Westendsynagoge zu einem Gutteil der Nachkriegszeit mitbegleitet und teils auch mitgestaltet zu haben.

Die hier im Folgenden niedergelegten Gedanken sind insoweit nicht als Ergebnis einer Untersuchung mit wissenschaftlicher Methodik zu verstehen. Vielmehr handelt es sich um eine rein subjektive Schilderung dessen, was der Autor über die vielen Jahre seiner Verbundenheit mit der Westendsynagoge beobachtet hat und was er dabei an Erkenntnissen daraus gewonnen bzw. an Schlussfolgerungen daraus für sich gezogen hat. Die hier vertretenen Ansichten sind daher überwiegend als Meinungsäußerung zu verstehen, die im Idealfall den Anstoß zu einer konstruktiven Diskussion – oder, wie im Judentum eher üblich – zu einer hoffentlich konstruktiven Kontroverse geben kann.

Die folgende Darstellung wird mit einer Betrachtung der verschiedenen Motive beginnen, welche die G*ttedienstteilnehmer in die Synagoge führen. Die so identifizierten Motive wiederum werden im Anschluss daran die Grundlage dafür bilden, die G*ttedienstteilnehmer in verschiedene weitläufig zusammengehörige Gruppierungen zu unterteilen, um ein besseres Verständnis dafür zu gewinnen, welche Zielgruppen überhaupt für die Teilnahme an den G*ttediensten auszumachen sind. Ein weiterer Abschnitt wird sich dann mit der Frage beschäftigen, wie das konkrete Geschehen in der Synagoge von den zuvor vorgestellten Gruppierungen und ihren Motiven beeinflusst wird. Schließlich werden wir uns einigen Überlegungen dazu widmen, welche Zukunft für das synagogale Leben aufgrund all der zuvor dargelegten Erkenntnisse zu erwarten ist und welche Möglichkeiten in Betracht kommen, um diese Zukunft dahingehend zu beeinflussen, dass die Synagoge nicht eines Tages leer stehen.

2 Warum man in die Synagoge geht

In diesem Abschnitt wollen wir die verschiedenen Motive betrachten, von denen die einzelnen G*ttedienstteilnehmer geleitet sind, wenn sie den Weg in die Synagoge suchen. Selbstverständlich gibt es letzten Endes so viele Motive, wie es G*ttedienstteilnehmer gibt, denn jeder hat zweifellos seine ganz eigenen, individuellen Beweggründe. Dennoch kann man nach fester Überzeugung des Autors zumindest anhand der Beobachtung des Verhaltens der vielen verschiedenen Synagogenbesucher durchaus ein gewisses Schema erkennen, aus dem sich einige, wenige – nennen wir sie mal – Basismotive herauslesen lassen. Diese Motive treten auf den einzelnen Synagogengänger bezogen sicher eher in verschiedenen Kombinationen als einzeln in Reinkultur auf, aber mindestens eines von Ihnen ist nach Überzeugung des Autors immer maßgebend für das jeweilige Bedürfnis, die Synagoge zu besuchen.



2.1 Religiöse Überzeugung



Es liegt auf der Hand, dass das unmittelbarste und vornehmliche Motiv für den Synagogenbesuch in religiöser Überzeugung zu suchen ist. Es ist nun einmal ein halachisches Gebot, täglich das Schacharit-, Mincha- und Maarivgebet und darüber hinaus an Schabbat und Feiertagen diverse Zusatzgebete zu verrichten – und zwar nach Möglichkeit als „Minjan“ – also als Gemeinschaft von

mindestens zehn religionsmündigen Männern, ohne die bestimmte Gebetsabschnitte überhaupt nicht gesagt werden dürfen. Diese Gemeinschaft ist üblicherweise in der Synagoge anzutreffen, so dass es sich für einen religiös überzeugten Menschen alleine daher schon gebietet, die Synagoge aufzusuchen.

Über die Frage, wer etwa in der Frankfurter Jüdischen Gemeinde wirklich primär aus religiöser Überzeugung in die Synagoge geht, kann man trefflich diskutieren. Ein vermutlich recht adäquater Gradmesser dafür, wie es um die religiöse Überzeugung der Gemeindemitglieder bestellt ist, dürfte die Nachfrage nach koscheren Lebensmitteln sein. Wer im Wesentlichen nach der Halacha lebt, kommt an einer koscheren Haushaltsführung nicht vorbei und ist insofern auf die Verfügbarkeit einer koscheren Lebensmittelversorgung angewiesen.

Während es bis in die 1980er Jahre hinein in Frankfurt gleichzeitig teils noch bis zu drei echte koschere Metzgereien gegeben hatte, gibt es heute nicht einmal mehr eine einzige. Zwar gibt es eine koschere Abteilung in einem bestimmten Frankfurter Supermarkt und sogar einen eigenen koscheren Lebensmittelladen. Dort findet aber kein eigener Metzgereibetrieb statt, so dass insbesondere die Fleischwaren tiefgefroren oder vakuumverpackt aus Israel oder anderen europäischen Städten importiert werden müssen. Das spricht ziemlich klar für einen eklatanten Nachfragemangel, denn ansonsten wäre der profitable Betrieb einer eigenen koscheren Metzgerei zweifellos möglich, und guten Geschäftsoportunitäten gegenüber ist man bei Juden ja bekanntlich immer aufgeschlossen.

Daher ist davon auszugehen, dass religiöse Überzeugung als Motiv für den Synagogenbesuch nur bei einer geringen Anzahl an Gemeindemitgliedern anzutreffen ist. Dafür, dass dem so ist, mag es viele plausible Gründe geben, die zu untersuchen über den Rahmen des hiesigen Vortrags hinausgehen würde. Unterm Strich bleibt jedenfalls festzustellen, dass es neben religiöser Überzeugung noch weitere Motive für die Teilnahme an den G*ttediensten geben muss.

2.2 Identitätssuche



Ein nicht zu unterschätzender Faktor für den Besuch der Synagogeng*ttedienste ist die Suche nach Möglichkeiten, die eigene jüdische Identität auszuleben und sinnlich erfahrbar zu machen. Menschen, die überwiegend aus diesem Grund in die Synagogen kommen, sind vermutlich weniger von dem Bedürfnis getrieben, ihren religiösen Pflichten nachzukommen, als vielmehr von dem Bedürfnis, Elemente jüdischer Tradition und jüdischer Lebensweise mitzu(er)leben, in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen. Es geht hierbei zu einem Gutteil um das, was bisweilen als „folkloristisches Judentum“ bezeichnet wird. Also der Anteil an traditionellen Riten und Gebräuchen, der das Judentum sinnlich erfahrbar macht.

Zu diesem Anteil wären allemal die liturgischen Traditionen – allen voran die synagogalen Gesänge zu zählen. Aber auch das visuelle Erfahren des Synagogeng*ttedienstes, die Allgegenwart hebräischer Zeichen, die vielen Symbole rund um die Innenraumgestaltung der Synagoge, die betende Gemeinschaft mit ihren typischen Ritualen und Insignien – all das macht den Besuch eines Synagogeng*ttedienstes zu einem unverwechselbaren sinnlichen Erlebnis, das seinen ganz eigenen Reiz entfaltet und den ansonsten eher wenig jüdisch geprägten Alltagsleben insoweit positiv komplementiert.

Selbstverständlich schließt sich Identitätssuche nicht mit religiöser Überzeugung aus. Im Gegenteil: beides ergänzt sich beinahe nahtlos. Dennoch kann aber beides auch weitgehend unabhängig voneinander existieren. Insbesondere bedarf es praktisch keiner religiösen Überzeugung, um dennoch in der Identitätssuche ein hinreichendes Motiv für den Besuch der Synagoge zu sehen.

Quantitative Aussagen dazu zu machen, wie häufig und wie ausgeprägt dieses Motiv innerhalb der Gemeinschaft der G*ttedienstteilnehmer anzutreffen ist, dürfte ohne systematische empirische Erhebungen kaum möglich sein. Gefühlt ist es aber nach Überzeugung des Autors so, dass dieses Motiv eine außerordentlich wichtige Rolle für den überwiegenden Teil der G*ttedienstteilnehmer – insbesondere für die sogenannten „Dreitagejuden“ (also diejenigen Juden, die meist nur zu Rosch Haschanah und Jom Kippur in die Synagoge kommen) – spielt. Aber wie gesagt: das sind an dieser Stelle letztlich alles nur Mutmaßungen und Bauchgefühle.

2.3 Geselligkeit



Neben der Frage nach inhaltlich geprägten Motiven für den Synagogenbesuch muss mit großer Sicherheit auch die Frage nach den sozialen Motiven gestellt werden. Ziemlich unabhängig davon, ob man die Synagoge aus religiöser Überzeugung oder auf der Suche nach Möglichkeiten besucht, seine jüdische Identität zu stärken, ist es nämlich so, dass man erwarten kann, dort regelmäßig immer wieder dieselben Personen anzutreffen. Die

Synagoge bietet daher also auch und gerade die Möglichkeit, sich zu begegnen, etwas gemeinsam zu erleben und sich rege auszutauschen. Ähnlich wie bei Sportvereinen oder sonstigen Hobbygemeinschaften geht es also nicht nur darum, *was* man tut, sondern zu einem wesentlichen Teil auch und gerade darum, *mit wem* man es tut.

So gesehen, nehmen also vermutlich nicht wenige der regelmäßigen Synagogenbesucher an den G*ttediensten teil, um ihre Freunde und Bekannten in einem festen Rahmen zu treffen und die Stunden des gemeinsamen Gebets zu einem nicht unwesentlichen Teil der Geselligkeit zu widmen. Nicht umsonst bedeutet ja das griechische Wort „Synagoge“ bzw. sein hebräisches Ursprungswort „בֵּית הַכְּנֶסֶת“ („Bejt haKnesset“) – wie bereits einleitend erwähnt – „Haus der Versammlung“. Der gesellschaftliche bzw. gesellige Aspekt ist also keineswegs ein grundsätzlich inadäquates Motiv für die Teilnahme an Synagogeng*ttediensten, im Gegensatz etwa zur typischen Messe in der Kirche, bei der geselliges Verhalten während des Gebets weitgehend verpönt und demnach auch unüblich ist.

Insbesondere schließt sich diese soziale Komponente keineswegs mit den bisher dargelegten Motiven aus. Man kann ohne Weiteres religiös überzeugt und/oder identitätssuchend in die Synagoge gehen und dort dennoch soziale Kontakte suchen und geselliges Miteinander erleben wollen. Daher ist es in der Tat zu vermuten, dass diese soziale Komponente immer eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Rolle für die Frage danach spielt, warum unsere G*ttedienstteilnehmer in die Synagoge kommen.

Freilich kann man trefflich darüber streiten (und tut es üblicherweise auch), wo die Grenzen der Geselligkeit im G*ttedienst bzw. die Grenzen des G*ttediensts zur Geselligkeit zu ziehen

sind. Es sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass gerade in der Frankfurter Westendsynagoge ziemlich gegensätzliche Auffassungen zu dieser Frage existieren, die immer wieder mal zu teils heftig ausgetragenen Kontroversen führen (siehe 4.2).

Vor diesem Hintergrund soll hier auch nicht weiter darüber spekuliert werden, wie es aus quantitativer Sicht um Geselligkeit als primäres Motiv zur Teilnahme am Synagogengottesdienst bestellt ist. Dass es jedoch insbesondere an den Hohen Feiertagen einen gewissen Teil an Synagogenbesuchern gibt, die vor allem aus gesellschaftlichen Bedürfnissen heraus in die Synagoge gehen, kann niemand ernsthaft bestreiten, der schon mal einen Feiertagsgottesdienst in der Westendsynagoge miterlebt hat.

2.4 Gewohnheit und Tradition



In einer bestimmten Anzahl von Fällen dürfte der Besuch der Synagogengottesdienste zu einem nicht unerheblichen Teil schlicht und einfach der Gewohnheit oder auch den im Elternhaus geprägten Traditionen geschuldet sein. Zwar glaubt man unter Umständen nicht so wirklich an G*tt, lebt auch überwiegend säkular und ist insofern nicht unbedingt auf der dringenden Suche nach Gelegenheiten, die verblassende jüdische Identität wiederaufzufrischen. Dennoch geht man aber in die Synagoge, weil man es halt schon immer so getan hat und die Eltern es auch schon immer so getan haben. Es gehört einfach zum eigenen Leben dazu – also etwa so, wie das bei Vielen übliche Samstags-Shopping, das ja auch nicht unbedingt stattfindet, weil man dringend etwas zum Anziehen braucht, sondern weil es einfach zum gewohnten Samstagserlebnis dazugehört.

Auch hier gilt natürlich, dass dieses Motiv sich überhaupt nicht mit den bisher aufgeführten Motiven ausschließt. Im Gegenteil: mögen es einstmals die Identitätssuche oder die religiöse Überzeugung gepaart mit entsprechenden sozialen Bedürfnissen gewesen sein, die einen selbst oder vielleicht auch nur die Eltern in die Synagoge geführt haben, so sind es heute vielleicht überwiegend die Macht der Gewohnheit oder auch der Wunsch, die Traditionen der Eltern zu bewahren. Und natürlich prägen sich Gewohnheiten und Traditionen ganz automatisch, wenn man – warum auch immer – regelmäßig in die Synagoge geht, so dass bei allen Synagogengängern fast zwangsläufig neben jedem anderen Motiv auch etwas von dieser Haltung mitschwingen wird.

Es ist daher nicht ganz leicht, eine plausible Aussage darüber zu treffen, wie viele der Synagogenbesucher überwiegend aus Gewohnheit und/oder Traditionsverbundenheit in die Synagoge kommen. Es ist aber ziemlich sicher, dass dieses Motiv bei all jenen zumindest teilweise eine Rolle spielt, die nicht überwiegend aus religiöser Überzeugung oder wenigstens im Zuge ihrer Identitätssuche bzw. aus gesellschaftlichen Erwägungen heraus in die Synagoge kommen.

2.5 JFK



Wer schon einmal erlebt hat, wie auffällig sich die Westendsynagoge am Schabbat so ca. 30-45 Minuten vor Ende des Gottesdienst mit einer nicht unerheblichen Anzahl von Menschen füllt, die weitgehend passiv – und ansonsten überwiegend in Geselligkeit vertieft – bis zum Ende des Gebets ausharren,

um dann forschen Schritts zum anschließenden Kiddusch zu eilen und teilweise schon zu essen anzufangen, noch bevor die Rabbiner das Kidduschgebet gesprochen haben, der kann eigentlich nur zu dem Schluss kommen, dass der Kiddusch das bestimmende Motiv für den Synagogenbesuch dieser Gruppierung ist. Es hat sich dafür das Kürzel „JFK“ eingebürgert, das nichts mit einem als Jugendidol seiner Zeit bekannt gewordenen US-Amerikanischen Präsidenten zu tun hat, sondern für den englischen Ausdruck „Just for Kiddush“ („nur für den Kiddusch“) steht.

Das mag jetzt etwas sarkastisch erscheinen, aber es ist nun einmal nicht zu bestreiten, dass es diese Art von Motivation für den Synagogenbesuch gibt – also, warum soll man diesem Kind dann nicht auch einen einprägsamen Namen geben dürfen? Schließlich kann man gut beobachten, dass diese „JFK-Besucher“ tatsächlich dem Gottesdienst fernbleiben, wenn es – warum auch immer – einmal keinen Kiddusch geben sollte. Insbesondere sieht man sie nicht zu den Hohen Feiertagen, an denen es sowieso keinen Kiddusch gibt.

Es soll allerdings in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass der in der Westendsynagoge seit vielen Jahren übliche, sehr üppige Kiddusch keineswegs nur bei den JFK-Besuchern beliebt ist. Auch für viele derjenigen, die nicht nur wegen des Kidduschs kommen, stellt er zweifellos einen wesentlichen Attraktionspunkt des Synagogenerlebnisses dar, auf das kaum einer gerne verzichten möchte. Daran ist ja auch aus Sicht des Autors nicht das Geringste auszusetzen. Gelebtes Judentum ist immer auch und gerade eine sinnliche Erfahrung und Liebe – auch zu Tradition und Religion – geht insoweit auch in diesem Fall durch den Magen. Schließlich ist der Kiddusch ja auch nicht irgendein vom religiösen Anspruch losgelöster Imbiss. Er ist integraler Bestandteil der Schabbatvorschriften und als solcher ein wesentliches Element des Schabbats. Gerade die Schabbatmahlzeiten – allen voran diejenige am Freitagabend – sind es doch, die unter so vielen Juden als *das* Schabbaterlebnis schlechthin gelten und insofern teils geradezu als Synonym für „Schabbat“ aufgefasst werden.

Daher kann und soll der Kiddusch zweifellos ein Attraktionspunkt für den Synagogenbesuch sein. Ob es allerdings erstrebenswert ist, dass er der *einzigste* Attraktionspunkt für den Synagogenbesuch bleibt, das mag jeder für sich selbst beurteilen. Fragwürdig wird es jedenfalls aus sich des Autors spätestens dann, wenn so mancher der JFK-Besucher während der ohnehin schon reichlich kurzen Spanne zwischen Ankunft in der Synagoge (kurz vor Gebetsende) und Beginn des Kidduschs seine Zeit dann auch noch damit verbringt, sich im Synagogenraum angeregt und lautstark mit seinen Freunden und Bekannten zu unterhalten. Denn dann beeinträchtigt er das spirituelle Erleben all derjenigen, die auch aus anderen Gründen in die Synagoge kommen und das ist schlichtweg unfair.

Traditionell ist der Kiddusch allerdings ja eigentlich auch ein Instrument der Wohltätigkeit, denn ursprünglich sollte er als Spende derjenigen, die es sich leisten können, für diejenigen, die es sich nicht leisten können ausgelegt sein. Insofern sollten insbesondere all jene beim Kiddusch willkommen sein, die ansonsten keine Möglichkeit haben, die einzigartige Erfahrung dieser Schabbatmahlzeit zu machen. In der Westendsynagoge ist es allerdings in den letzten Jahren üblich geworden, dass die Gemeinde selbst den Kiddusch an fast jedem Schabbat auf ihre Kosten finanziert. Der Wohltätigkeitsgedanke ist damit ein wenig in den Hintergrund gerückt – zumindest insoweit, als er sich nicht mehr direkt an die Wohlhabenden der Gemeinde richtet, sondern bestenfalls aus deren Mitgliedsbeiträgen und Steuerzahlungen mitfinanziert wird.

2.6 Zusammengefasst

Die bis hierhin vorgestellten Motivschemata für den Besuch der Synagogengottesdienste sind vermutlich weder präzise noch erschöpfend dargelegt. Insbesondere haben wir bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass der überwiegende Teil der Gottesdienstteilnehmer auf ihrem Weg zur Synagoge von einer Kombination mehrerer dieser Motive in unterschiedlicher Ausprägung oder auch von ganz individuellen Motiven geleitet sein dürfte. Dennoch darf es als wahrscheinlich gelten, dass die hier beschriebenen Basismotive für fast jeden der Synagogenbesucher in mehr oder weniger ausgeprägter Form eine Rolle spielen.

Dass das für religiöse Überzeugung als Kernmotiv so ist, sollte sich aus rein denkgesetzlichen Erwägungen erschließen. Ähnliches gilt für Identitätssuche und Gewohnheit/Tradition. Warum sonst sollte man ohne große religiöse Überzeugung in die Synagoge gehen? Und dass soziale Aspekte eine bedeutende Rolle spielen, ist für jeden offensichtlich, der die vielen Gespräche zur Kenntnis nimmt, die regelmäßig während der schabbatlichen Torahvorlesung zwischen den Synagogenbesuchern stattfinden. Nicht allzu viele davon dürften sich um den Inhalt des gerade verlesenen Wochenabschnitts drehen. Ebenso ist „JFK“ ein unübersehbares Motiv – alleine schon anhand des in diesem Zusammenhang beschriebenen Zulaufs an Besuchern kurz vor Ende des Gottesdienstes.

Kurz: mag es noch viele andere individuelle Motive geben – die hier dargestellten werden immer auch in mehr oder minder ausgeprägter Form dabei sein. Dies wollen wir im folgenden Abschnitt anhand der verschiedenen Gruppierungen illustrieren, die man unter den Synagogenbesuchern ausmachen kann.

3 Wer in die Synagoge geht

Nachdem wir uns im vorangegangenen Abschnitt mit der Frage befasst haben, welche Motive üblicherweise dafür verantwortlich sind, dass die Synagogenbesucher ihren Weg in die Synagoge finden, wollen wir in diesem Abschnitt einen Blick auf einzelne Gruppierungen unter den Gottesdienstteilnehmern werfen, die sich gerade anhand jener Teilnahmemotive voneinander unterscheiden lassen. Auch für die im Folgenden vorgenommene Einteilung gilt dabei natürlich, dass sie der subjektiven Wahrnehmung des Autors entstammt und keineswegs den Anspruch hat, eine nach wissenschaftlicher Methodik durchgeführte empirische Studie zu ersetzen. Wir werden allerdings darlegen können, welche Beobachtungen und Überlegungen uns zu der vorgenommenen Einteilung geführt hat und warum sie insoweit zumindest mal als plausibel angesehen werden kann.

3.1 Rückkehrer und Konvertiten



Als erste zunehmend prominenter werdende Gruppierung unter den regelmäßigen Gottesdienstteilnehmern seien hier die „חזרי בתשובה“ („Chosrej beTschuwa“ – die „Rückkehrer“) sowie die Konvertiten genannt. Bei ersteren handelt es sich um gebürtige Juden, die eine gewisse Zeit lang weitgehend säkular gelebt haben und sich an einem bestimmten Zeitpunkt – aus welchen

Gründen auch immer – dazu entschlossen haben, ein religiöses Leben zu führen. Das muss nicht immer gleich ultraorthodox sein. Im Zusammenhang mit den hiesigen Betrachtungen sollen damit aber zumindest jene Rückkehrer gemeint sein, die sich zu einem Lebenswandel entschieden haben, der deutlich mehr an religiöser Alltagsprägung und entsprechender Befolgung der Gebote beinhaltet, als es beim Durchschnitt der Gemeindemitglieder der Fall ist. Bei zweiteren handelt es sich um ehemals nichtjüdische Menschen, die zum Judentum konvertiert sind.

Beiden gemein ist in aller Regel, dass sie von einem erheblichen Maß an religiöser Überzeugung geleitet sind, denn ohne diese gibt es naturgemäß nur wenig Veranlassung, von einem säkularen zu einem religiösen Lebenswandel zu wechseln oder gar zum Judentum überzutreten. Freilich, für beides gibt es durchaus Gründe, die nicht primär von religiöser Überzeugung getragen sind. So tritt auch schon mal jemand zum Judentum über, weil er einen jüdischen Lebenspartner hat und man beschließt, gemeinsam ein jüdisches Leben führen zu wollen. Und jener jüdische Lebenspartner gerät gerade im Zusammenhang mit den Übertrittsvorbereitungen seines nichtjüdischen Partners dann oft mit der Frage in Berührung, inwieweit er seinem Partner den Übertritt aufbürden kann, ohne selbst den Weg zurück in ein religionsverbundenes Leben zu suchen.

Aber abgesehen von solchen Situationen ist es eben überwiegend so, dass Rückkehrer und Konvertiten ihren Weg zum religiösen Judentum aus religiöser Überzeugung heraus suchen. Es ist also nicht sonderlich erstaunlich, dass es gerade jene Rückkehrer und Konvertiten sind, welche die Synagogeng*ttedienste vor allem aus eben dieser religiösen Überzeugung heraus aufsuchen. Gewohnheit und Traditionsverbundenheit sind ja aufgrund der säkularen bzw. nichtjüdischen Vergangenheit ebenso wenig wie Identitätssuche als primäre Motive zu vermuten. Und Geselligkeit/JFK dürften wenn überhaupt nur am Rande eine Rolle spielen. Insofern darf man also durchaus die These formulieren, dass Rückkehrer und Konvertiten die prototypischen Vertreter derjenigen sind, die aus religiöser Überzeugung in die Synagogen kommen.

Selbstverständlich kommen natürlich auch jene Teilnehmer aus religiöser Überzeugung in die Synagogen, die von zuhause aus religiös erzogen worden sind und die dort erworbene Überzeugung aufrechterhalten haben. Was die Frankfurter Synagogen – und da wohl allen voran die Westendsynagoge – angeht, trifft man diese Art von häuslich geprägter religiöser Überzeugung indessen zunehmend seltener an. Das liegt vor allem daran, dass schon die Generation der in den letzten Kriegsjahren oder frühen Nachkriegsjahren Geborenen kaum die Chance hatte, eine fundierte religiöse Erziehung zu absolvieren. Deren von Shoah und Krieg oft gebrochene Eltern mit entsprechend ambivalenten Verhältnissen zu Glaube und Religiosität waren entsprechend wenig in der Lage, religiöse Überzeugung oder religiöse Bildung in ausreichendem Maße zu vermitteln. Und institutionelle Angebote waren in den von provisorischer Übergangsexistenz und zaghafter Sesshaftigkeit geprägten Nachkriegsjahren ausgesprochen rar gesät.

Insgesamt muss daher festgestellt werden, dass es nur wenige Gemeindemitglieder geben dürfte, die von Hause aus auf eine verwurzelte religiöse Erziehung zurückblicken können. Vielmehr ist es so, dass es erst in den letzten zehn bis vielleicht zwanzig Jahren zu einer Art kleiner Renaissance religiösen Lebens gekommen ist, die von überwiegend modern orthodox geprägten Leitfiguren und ansonsten von charejdisch ausgerichteten Organisationen wie Chabad vorangebracht wurde. Daher verwundert es nicht, wenn diejenigen, die primär aus

religiöser Überzeugung in die Synagogen kommen, in den meisten Fällen eben entweder Rückkehrer oder Konvertiten sind.

Dies darf als schlichte, wertneutrale Feststellung betrachtet werden, denn es gibt keinen Grund, darüber zu sinnieren, ob das gut oder weniger gut ist. Es ist, wie es ist, und es kann einer orthodoxen Synagoge grundsätzlich nur guttun, wenn ein gewisser Teil ihrer G*ttedienstteilnehmer aus religiöser Überzeugung dorthin geht.

3.2 Zuwanderer



Mit dem Untergang der UdSSR Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre kamen zunehmend Juden aus deren ehemaligem Staatsgebiet nach Deutschland. In nicht gerade wenigen jüdischen Gemeinden – vor allem in den kleineren Städten – hat das dazu geführt, dass diese Zuwanderer und deren Nachkommen bis heute die teils überwältigende Mehrheit der Gemeindemitglieder stellen, was gegenüber dem Zustand vor der Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR zu erheblichen Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur solcher Gemeinden geführt hat. Es liegt auf der Hand, dass das auch Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Synagogenbesucher hat. Zwar ist die Frankfurter Jüdische Gemeinde nach wie vor mehrheitlich von denjenigen Mitgliedern und ihren Nachfahren geprägt, die schon vor der Zuwanderung aus der ehemaligen UdSSR in Frankfurt ansässig waren, dennoch spielen die Zuwanderer auch in Frankfurt eine bedeutende Rolle im Gemeindeleben und damit auch im synagogalen Alltag.

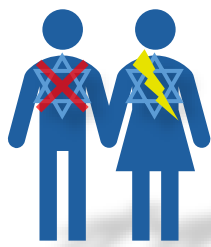
Es war in den ersten Jahren der Zuwanderung gut zu beobachten, dass eine zwar eher kleine (also ein bis zwei Dutzend Menschen umfassende) aber sehr beständige Gruppe der Zuwanderer regelmäßig den Weg in die Schabbatg*ttedienste gesucht hat. Dem Anschein nach waren sie dabei von dem Wunsch beseelt, die im Sozialismus überwiegend geächtete und bisweilen auch staatlich verfolgte Religionsausübung endlich wieder erleben zu können. Aber es dürften nicht immer primär religiöse Erwägungen gewesen sein, welche die Zuwanderer in die Synagoge geführt haben. Sicher stand auch häufig das Bedürfnis im Vordergrund, seine jüdische Identität zu festigen und schlichtweg an gelebtem Judentum teilzuhaben.

Jedenfalls ist es bis heute so, dass es eine stabile Gruppe von regelmäßigen G*ttedienstteilnehmern gibt, die sich aus dem Kreise der ehemaligen Zuwanderer bzw. ihrer Nachkommen rekrutiert. Sie gehören also fest zur Gemeinschaft der Betenden hinzu und man darf zumindest für Frankfurt sagen, dass es kaum noch eine wirkliche „Zweiklassengesellschaft“ (also hier die „Russen“, dort die „Alteingesessenen“) in den Synagogen gibt. Selbst wenn also die „Russen“ bisweilen in kleinen Grüppchen nebeneinander in der Synagoge sitzen, dann ist das zweifellos eher der lange gewachsenen persönlichen Freundschaft als der kulturellen Zugehörigkeit geschuldet. Man darf daher für Frankfurt insgesamt – speziell aber für die Frankfurter Synagogen und da wiederum ganz besonders für die Westendsynagoge – behaupten, dass es eine gelungene Integration der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion gegeben hat.

Der Grund, aus dem die Zuwanderer hier Erwähnung finden, ist also weniger deren Prominenz als solche in den Synagogen, sondern vielmehr der Umstand, dass sie bis heute signifikant zu einer Aufstockung der Teilnehmerzahl an den Schabbat- und Feiertagsg*ttediensten aber auch an den Wochentagsg*ttediensten beigetragen haben, selbst wenn man konzedieren muss, dass der eine oder andere von ihnen für die Sicherung des Wochentags-Minjans (also

der zehn religionsmündigen Männer, ohne deren Anwesenheit Teile der vorgeschriebenen Gebete nicht gesagt werden dürfen) eine kleine Vergütung erhält. Demgegenüber steht aber eine Gruppe von Zuwanderern bzw. deren Nachkommen, die sich bis heute durch aktive Mitarbeit rund um den Kultusbereich in den Synagogen verdient machen. So stammt der Leiter ebenso wie die meisten Mitglieder des Synagogenchors in der Westendsynagoge aus der Gemeinschaft der Zugewanderten. Selbiges gilt für den Großteil des Personals, das ich tagtäglich für die hauswirtschaftlichen Angelegenheiten der Synagogen engagiert. Die „Zuwanderer“ sind also keineswegs nur in quantitativem Sinne, sondern ganz ausdrücklich auch aus qualitativer Sicht ein großer Gewinn für die Frankfurter Synagogen.

3.3 „Exoten“



Wer sich an einem typischen Schabbatg*ttedienst in der Westendsynagoge umsieht, wird eine Reihe von Teilnehmern entdecken, die man nicht ohne Weiteres in der Synagoge vermuten würde. Die Rede ist hier von Nichtjuden, die aus ganz unterschiedlichen Gründen in die Synagoge kommen. Mögen einige von ihnen jüdische Vorfahren oder einen sonstigen gesellschaftlich/familiären Bezug zum Judentum haben – manche scheinen sich einfach nur in der Synagoge wohlfühlen. Der Eine scheint eine ausgeprägte Affinität zu jüdischer Musik zu haben, der andere sucht angeregte Gespräche, ein Dritter scheint sich dem Chassidismus zugehörig zu fühlen und kleidet sich sogar mit Hut und Kaftan, wie es die osteuropäischen Chassiden zu tun pflegen.

Darüber hinaus kann man aber auch einige Juden beobachten, die den Anschein erwecken, sich als Teil einer gesellschaftlichen Randgruppe innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu empfinden und sich dementsprechend irgendwie als „komische Vögel“ gerieren. Das soll jetzt bitte nicht despektierlich klingen, sondern nur der Versuch sein, dem unbestreitbar anwesenden Kind einen eingängigen Namen zu geben.

Beide der vorgenannten Gruppierungen zusammen, sollen hier (wiederum ohne damit wertend erscheinen zu wollen) aus Gründen der Vereinfachung insgesamt als „Exoten“ bezeichnet werden. Wie gesagt: auch das ist keinesfalls despektierlich gemeint. Es soll nur verdeutlichen, dass es auch eine sichtbare Gruppe an regelmäßigen Synagogengängern gibt, die sich vor allem in der Synagoge wohlfühlen scheinen, ohne dass dahinter unbedingt eine klare Verbindung zur jüdischen Religion, Kultur oder Tradition stehen muss. Aus subjektiver Sicht des Autors, scheint die Synagoge diesen „Exoten“ nämlich vor allem ein Maß an Geborgenheit und Halt zu vermitteln, das ihnen in den sonstigen Bereichen ihres Lebens nicht unbedingt zuteil wird. Das mag alles durchaus irgendwie hineininterpretiert sein, aber die Sensoren des empathischen Systems lassen diese Erklärung zumindest plausibel erscheinen.

Erwähnt werden soll das alles hier, weil es darauf hindeutet, dass der Synagogeng*ttedienst jenseits aller Fragen um die Bedeutung, die er für Identitätswahrung, religiöses Empfinden oder Kulturpflege haben mag, schlichtweg eine Einrichtung ist, die aus sich heraus Halt und Geborgenheit zu vermitteln scheint – und zwar nicht nur für Juden, sondern offenbar auf ganz universelle Art und Weise. Diese Einsicht ist dabei auch und gerade vor dem Hintergrund der weiter unten erläuterten Frage von Bedeutung, wie man die Synagoge und ihre G*ttedienste

einem größeren Publikum öffnen und dieses für regelmäßige G*ttedienstteilnahmen gewinnen kann.

3.4 Folkloristen/Traditionalisten



Nach Überzeugung des Autors ist die überwältigende Mehrheit der G*ttedienstteilnehmer – und zwar sowohl am Schabbat als auch an den Feiertagen – einer Gruppe zuzuordnen, die nachstehend als „Folkloristen/Traditionalisten“ bezeichnet werden soll. Die Wahl dieser Bezeichnung deutet dabei auch gleich daraufhin, wie diese Gruppe definiert sein soll: es geht hier um all jene, welche die Synagoge nicht so sehr aus tiefer religiöser Überzeugung und demnach auch nicht aus einem ansonsten religiös geführten Lebenswandel heraus, sondern vielmehr aus gewachsener Verbundenheit mit der Synagoge als Ort und dem Synagogeng*ttedienst als besonderem Erlebnis heraus aufsuchen.

Es sind dies also diejenigen Teilnehmer, die überwiegend aus in allen denkbaren Ausprägungen und Kombinationen der in den Unterabschnitten 2.2 bis 2.4 genannten Motive – also Identitätssuche und Geselligkeit sowie Gewohnheit und Tradition – in die Synagoge kommen. Diese Teilnehmer schätzen die synagogalen Gesänge, den Synagogenraum, die Predigten, den Kiddusch und die Gesellschaft von Freunden und Bekannten ebenso wie das Erleben all dessen in einer Gemeinschaft weitgehend Gleichgesinnter. Sie kommen aber auch in die Synagoge, weil sie ihnen Raum für Spiritualität gibt, lebendige jüdische Kultur vermittelt und die Identität als Mitglied einer regelmäßigen gemeinschaftlichen Aktivität festigt. Nicht zuletzt spielen aber auch die in 3.3 erwähnten Elemente der Geborgenheit und des Halts eine bedeutende Rolle und in manchen Fällen ist der regelmäßige Synagogenbesuch eben einfach nur schon so lange Gewohnheit, dass er genauso Samstagsrhythmus gehört, wie das abendliche Zähneputzen zum Schlafengehen: es würde den betreffenden Teilnehmern ansonsten schlichtweg etwas wesentliches fehlen.

Das alles schließt zudem natürlich keineswegs aus, dass auch religiöse Überzeugung in mehr oder weniger stark ausgeprägter Form diese Gruppierung dazu motiviert, in die Synagoge zu gehen. Letztlich ist bei den meisten Angehörigen dieser Gruppierung also vermutlich ein bisschen von allem dabei. Für die hier getroffene Einteilung in verschiedene Gruppierungen innerhalb der Synagogengänger soll aber das entscheidende Merkmal der „Traditionalisten/Folkloristen“ sein, dass es eben gerade nicht primär ein von religiöser Observanz bestimmtes Verpflichtungsgefühl ist, durch das sie sich zur Teilnahme an den G*ttediensten angehalten fühlen.

Stattdessen sind es eben mehr die sinnlich-/emotionalen Motive, die für diese Gruppierung im Vordergrund stehen. Es geht hier also um ein Verständnis von Judentum, das mehr auf Tradition, Gewohnheit, Vertrautheit und Sinnlichkeit gründet als auf die Überzeugung, unbedingt alle Gebote erfüllen zu müssen – also genau das, was man mithin als „folkloristisches Judentum“ bezeichnet. Wie gesagt: das schließt das Vorhandensein mehr oder minder ausgeprägter religiöser Überzeugung oder Gläubigkeit keineswegs aus. Es geht hier aber mehr um die Schwerpunkte bei der Motivbetrachtung, und da ganz offensichtlich viele der regelmäßigen Synagogengänger kein sonderlich observantes Leben führen (zu erkennen etwa daran, dass manches Mobiltelefon während des Schabbatg*ttedienstes klingelt, nicht Wenige am

Schabbat mit dem Auto zur Synagoge kommen oder etwa mit Umhängetaschen/Rucksäcken/Kinderwagen zum Gebet erscheinen), liegt es auf der Hand, dass die traditionell/folkloristischen Motive bei diesem Personenkreis überwiegen.

Das ist alles – wie immer – in keiner Weise wertend gemeint. Weder ist es Thema dieses Vortrags, derartige Wertungen vorzunehmen, noch könnte und wollte sich der Autor anmaßen, über die Motive anderer zu urteilen. Jeder mag seine eigenen Motive und sein eigenes Lebenskonzept haben und es obliegt letztlich der Selbstverantwortung eines jeden Individuums, den gewählten eigenen Weg zu beurteilen.

Streng orthodoxe Juden mögen diese letzten Gedanken nicht für angemessen halten und stattdessen argumentieren, dass letztlich alle Juden auf die Einhaltung der Gebote verpflichtet sind und es insofern eben gerade nicht zur freien Disposition steht, ob man etwa am Schabbat mit dem Auto fährt oder nicht. Das mag aber dahingestellt bleiben, denn es ist nun einmal eine Tatsache, dass es diese – aus streng orthodoxer Sicht vermutlich eher widersprüchliche – Art der jüdischen Lebensführung gibt und sie sogar von der überwältigenden Mehrheit der Juden in Frankfurt praktiziert wird. Wer also in Frankfurt „die Gemeinde und ihre Synagoge“ kennenlernen und vielleicht sogar verstehen will, wird als erstes zur Kenntnis zu nehmen haben, dass die Traditionalisten/Folkloristen die bestimmende Gruppierung unter den Synagogengängern sind. Insbesondere für die weiter unten betrachtete Frage nach der Zukunft der Synagoge sind die Traditionalisten/Folkloristen daher in jeder Hinsicht die primäre Zielgruppe für alle Überlegungen zu Maßnahmen, mit denen die Synagoge für ein breiteres Publikum attraktiver gemacht werden könnte.

3.5 Feinschmecker



Wie bereits in Unterabschnitt 2.5 dargelegt stellt der allwöchentliche Kiddusch im Anschluss an den Schabbatgottesdienst einen ernstzunehmenden Attraktionspunkt für den Ort Synagoge dar. Sicher: es gilt auch für den Synagogenbesuch, dass Liebe durch den Magen geht, und es ist unbestritten, dass die Schabbatmahlzeiten genauso integral zum Schabbaterlebnis gehören wie das Gebet. Schließlich ist das „Gesamtkunstwerk Schabbat“ eben jene einzigartige Kombination aus Spiritualität, Sinnlichkeit, Kontemplation und Besinnung. Da gehört der Kiddusch mit seinen unverwechselbaren Düften aus Tschulent, Zwiebeln und Wodka ohne Zweifel dazu.

Auch ist gerade der „öffentliche“ Kiddusch in der Synagoge ja, wie bereits in 2.5 erwähnt, eine soziale Institution, die ganz ausdrücklich dafür geschaffen wurde, dass auch all jenen dieser hochgradig sinnliche Teil des Schabbaterlebnisses zuteilwird, die ansonsten keine Möglichkeit dazu hätten. Es ist also im Grunde sehr willkommen, wenn sich die nachstehend als „Feinschmecker“ bezeichneten Synagogengänger regelmäßig in der Synagoge einfinden, um sich vor allem am Kiddusch zu erfreuen. Das gilt – wie ebenfalls bereits in 2.5 erwähnt – keineswegs nur für die „JFKs“. Angesichts der regelmäßig hohen Teilnehmerzahl darf mit Fug und Recht behauptet werden, dass sich der Kiddusch bei nahezu allen Synagogengängern höchster Beliebtheit erfreut.

Dass es auch solche gibt, die tatsächlich ausschließlich für den Kiddusch kommen und daher insbesondere der Synagoge fernbleiben, wenn es mal keinen Kiddusch gibt, ist vielleicht nicht

gerade im Sinne des Erfinders. Aber in dieser extremen Form wird das vielleicht von ein bis höchstens zwei Dutzend Personen praktiziert. Die anderen kommen wenigstens noch so, dass sie mindestens mal der letzten halben Stunde des Gottesdienstes beiwohnen, wodurch sich eine echte Chance auftut, dass sich über kurz oder lang eine gewisse Bindung zum Gottesdienstgeschehen aufbaut. Damit wäre der Kiddusch für diese – hier als „Feinschmecker“ bezeichnete – Gruppierung sozusagen eine Art Köder, mit dem man sie auf lange Sicht für eine umfassendere Bindung an die Synagoge gewinnen könnte, selbst wenn im Einzelfall nicht einmal immer ganz klar sein mag, ob all diese Feinschmecker überhaupt Juden sind.

Wie auch immer man es sieht: diese Gruppierung stellt einfach einen unübersehbaren Teil der Synagogengemeinschaft dar und es wäre unaufrichtig, sie – etwa zur Wahrung einer gewissen politischen Korrektheit – an dieser Stelle unerwähnt zu lassen, zumal eben auch die „Feinschmeckerei“ ein Motiv für den Synagogenbesuch ist, das dem Schabbatgedanken keineswegs grundsätzlich entgegensteht.

3.6 Zusammengefasst

Aus den hier angestellten Betrachtungen über die Zusammensetzung der Betergemeinschaft in der Westendsynagoge sollte insbesondere deutlich geworden sein, dass es sich dabei um alles andere als eine homogene – geschweige denn – monolithische Gemeinschaft handelt. Vielmehr setzt sie sich aus lauter Individuen zusammen, die aus teils recht unterschiedlichen Motiven und mit dementsprechend unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen in die Synagoge kommen. Zwar ist gut zu beobachten, dass sich innerhalb der Gemeinschaft kleinere Grüppchen von solchen Teilnehmern bilden, die sich bezüglich ihrer Haltungen zur Synagoge oder auch sonst in gesellschaftlichem Sinne nahestehen. Aber letztlich muss wohl davon ausgegangen werden, dass ebenso viele unterschiedliche Motive bzw. Kombinationen derselben gibt, wie Individuen, die in die Synagoge gehen.

Interessant ist die Beobachtung, dass die Bereiche „Traditionsverbundenheit“ und „religiöse Überzeugungen“ zunehmend auseinanderzudriften scheinen. Während letzteres immer mehr von Rückkehren und Konvertiten getragen wird – also solchen Personen, deren Leben bis zur Rückkehr oder dem Übertritt nur am Rande oder auch gar nicht von jüdischen Elementen geprägt war – sind erstere immer seltener diejenigen, die im Rahmen einer orthodox observanten Lebensführung in die Synagogen kommen. Das könnte zur Folge haben, dass sich die religiös/observante Lebensführung zunehmend von traditionsverbundener Lebensführung entfremdet, so dass es eines Tages hier eine neo-orthodoxe traditions- und folkloreferne religiöse Gemeinschaft und dort eine traditions- und folkloreverbundene aber weitgehend säkulare Gemeinschaft geben könnte.

Die Vielschichtigkeit bei den Motiven für den Synagogenbesuch und den sich darüber definierenden Gruppierungen unter den Gottesdienstteilnehmern hat nicht nur Konsequenzen für die Frage, wie man die Synagoge und ihre Gottesdienste für die Zukunft so gestalten kann, dass sie sich einer breiteren – zumindest aber keiner schrumpfenden – Gemeinschaft erschließen. Sie hat auch Auswirkungen auf die Frage, welche Erwartungen die Teilnehmer schon heute an Gestaltung und Ablauf des Gottesdiensts haben – und vor allem auf die Frage, wie sich die oft recht unterschiedlichen Erwartungen unter einen Hut bringen lassen.

Im folgenden Abschnitt sollen daher der typische Ablauf der Synagogengottesdienste und die teils erheblich voneinander abweichenden Erwartungen der einzelnen Teilnehmer an selbige thematisiert werden.

4 Was in der Synagoge geschieht

In den beiden vorangegangenen Abschnitten haben wir die verschiedenen Basismotive für die Teilnahme am Synagogengottesdienst ebenso wie die verschiedenen Gruppierungen kennengelernt, die aus bestimmten Kombinationen dieser Motive heraus in die Synagoge gehen. Wir haben dabei insbesondere deutlich gemacht, dass die hier zugrunde gelegte Einteilung in Motive und Gruppierungen weder im Sinne einer scharf voneinander getrennten Abgrenzung zu verstehen ist, noch Anspruch auf absolute Vollständigkeit erhebt. Dennoch sollte sich daraus ein einigermaßen umfassendes Bild der Motive und Gruppierungen ergeben haben, die in der Westendsynagoge von Bedeutung sind.

Wie bereits am Ende des letzten Abschnitts angedeutet, hat die vorgestellte Vielfalt an Motiven und den sich daraus definierenden Gruppierungen geradezu zwangsläufig zur Folge, dass die Erwartungen an den Gottesdienstablauf, mit denen der einzelne Synagogenbesucher in die Synagoge geht, zum Teil erheblich von den Erwartungen und Vorstellungen der anderen Besucher abweichen können. Wir wollen daher in diesem Abschnitt darlegen, worin sich diese Erwartungen und Vorstellungen voneinander unterscheiden und welche Folgen sich aus diesen Unterschieden im synagogalen Alltag ergeben.

Die Bereiche, in denen sich die Erwartungen und Vorstellungen der einzelnen Besucher voneinander unterscheiden können, sind dabei vielfältig. Wir wollen uns nachstehend auf den Bereich unterschiedlicher Gebetsriten („Nussachim“), die Unterschiede bezüglich des als adäquat empfundenen Verhaltens während des Gottesdienstes und die Frage nach dem Mindestmaß an sinnlichem Erleben beschränken, das man für eine gelungene Gottesdienstterfahrung als ausreichend betrachtet.

4.1 Ritus/Nussach

In der Westendsynagoge leben seit jeher zwei Gebetsriten („Nussachim“) nebeneinander her: während in der „großen Synagoge“ der aschkenasische Ritus („Nussach Aschkenas“) praktiziert wird, hält man sich in der „kleinen Synagoge“ (dem „Shtibl“) an den sephardischen Ritus („Nussach Sepharad“ – nicht zu verwechseln mit dem in Südeuropa, Nordafrika und dem Nahen Osten praktizierten Brauchtum der Sepharadim, dem sogenannten „Minhag haSepharadim“). Die Unterschiede zwischen diesen Riten sind nicht weltbewegend aber dennoch an vielen Stellen des Gebets deutlich erkennbar. So gibt es teils unterschiedliche Reihenfolgen, in denen bestimmte Gebets- teile hintereinander gesagt werden, aber auch teils erhebliche Textabweichungen in vielen Teilen der Liturgie – insbesondere in der „Amida“ (dem „Stehgebet“) oder dem Kaddisch.

Da diese beiden Riten in voneinander getrennt betenden Gemeinschaften parallel zueinander praktiziert werden, stellt das per se keinen wirklichen Konflikt dar. Allerdings zeigt sich in



Bezug auf die „große Synagoge“ bisweilen, dass auch der aschkenasische Ritus keineswegs einheitlich ist. Tatsächlich gibt es nämlich nicht wirklich *den* universell standardisierten aschkenasischen Ritus per se, sondern eine Menge verschiedener Traditionen, die sich etwa um die Frage drehen, an welcher Stelle des Gebetsablaufs bestimmte saisonale Zusatzgebete eingefügt werden, welche Haftara („Abschlusslesung“) und welcher Teil davon nach der Verlesung des Wochenabschnitts angefügt wird oder aber auch, wie lange vor Sonnenuntergang man bereits den Feiertags- bzw. Schabbatg*ttedienst beginnen darf.

Insbesondere haben wir es in Frankfurt mit dem Umstand zu tun, dass der teils noch aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende sogenannte „Frankfurter Ritus“ eine ganz eigene Spielart des aschkenasischen Ritus ist, auf deren Besonderheiten dementsprechend an vielen Stellen der Liturgie in den einschlägigen Gebetsbüchern („Siddurim“) und Tora-Abdrucken („Chumaschim“) immer wieder hingewiesen wird.

Während das in der Westendsynagoge eigentlich nur noch bei der Frage nach der „richtigen“ Haftara eine Rolle spielt, hat es sich in der Baumwegsynagoge im Frankfurter Ostend eingebürgert, den Frankfurter Ritus in möglichst ungetrübter Reinheit zu praktizieren. Diese – teils noch von den Überlebenden der Frankfurter Vorkriegsgemeinde getragene – Tradition hat zu manchen Zeiten in der Nachkriegsgeschichte der Baumwegsynagogen teils heftige Auseinandersetzungen unter den regelmäßigen Synagogenbesuchern heraufbeschoren – etwa als im Zuge des von der Religionsschule eingeführten Jugendg*ttedienstes („Jugendminjan“) modernere Gesänge für einige der populäreren Teile der Freitagabendliturgie durchgesetzt werden sollten, was auf heftigen Widerstand einiger Verfechter der Frankfurter Tradition gestoßen ist.



Derartige Auseinandersetzungen um den „richtigen Nussach“ sind in der Westendsynagoge schon deshalb eher die Ausnahme, weil die wenigsten G*ttedienstteilnehmer über die subtilen Details, in denen sich die jeweiligen Riten voneinander unterscheiden, im Bilde sind, so dass sie solchen Detailfragen eine entsprechend geringe Bedeutung beimessen. Allerdings spielt es in der Westendsynagoge durchaus eine wesentliche Rolle, welche Melodien und welche Gesänge für die verschiedenen Gebete vom Vorbeter ausgewählt werden. Während der Eine am liebsten die osteuropäisch überlieferten „balbatischen“ bzw. „chasunischen“ Gesänge hört, bevorzugt der andere durchaus modernere Spielarten (wenngleich eher nicht bis hin zu den insbesondere in modern orthodoxen Gemeinden praktizierten „Experimenten“, bei denen bisweilen gerne mal mit populären säkularen Melodien oder auch mit ethnischer Musik gearbeitet wird). Aber auch die Frage, ob etwa der seit vielen Jahren zu den Hohen Feiertagen im Einsatz befindliche Synagogenchor zur Erbauung der Gebetsteilnehmer beiträgt, wird alles andere als einheitlich bewertet. Für den Einen sind die polyphonen Klänge eine Bereicherung, die sein spirituelles Empfinden erst richtig in Wallung bringt, für den anderen handelt es sich um einen für die Synagoge vollkommen inadäquaten „jüdischen Kirchenchor“.



Derartige Auseinandersetzungen um den „richtigen Nussach“ sind in der Westendsynagoge schon deshalb eher die Ausnahme, weil die wenigsten G*ttedienstteilnehmer über die subtilen Details, in denen sich die jeweiligen Riten voneinander unterscheiden, im Bilde sind, so dass sie solchen Detailfragen eine entsprechend geringe Bedeutung beimessen. Allerdings spielt es in der Westendsynagoge durchaus eine wesentliche Rolle, welche Melodien und welche Gesänge für die verschiedenen Gebete vom Vorbeter ausgewählt werden. Während der Eine am liebsten die osteuropäisch überlieferten „balbatischen“ bzw. „chasunischen“ Gesänge hört, bevorzugt der andere durchaus modernere Spielarten (wenngleich eher nicht bis hin zu den insbesondere in modern orthodoxen Gemeinden praktizierten „Experimenten“, bei denen bisweilen gerne mal mit populären säkularen Melodien oder auch mit ethnischer Musik gearbeitet wird). Aber auch die Frage, ob etwa der seit vielen Jahren zu den Hohen Feiertagen im Einsatz befindliche Synagogenchor zur Erbauung der Gebetsteilnehmer beiträgt, wird alles andere als einheitlich bewertet. Für den Einen sind die polyphonen Klänge eine Bereicherung, die sein spirituelles Empfinden erst richtig in Wallung bringt, für den anderen handelt es sich um einen für die Synagoge vollkommen inadäquaten „jüdischen Kirchenchor“.



Sicher: über Geschmack kann man eigentlich nicht streiten. Und doch zeigt sich in manchen Belangen, dass die unterschiedlichen Vorstellungen darüber, wie man das Gebet erleben

möchte, bisweilen Gräben zwischen den Gebetsteilnehmern aufreißen können – zumal dann, wenn Vertreter konkurrierender Auffassungen jeweils bemüht sind, im Sinne der eigenen Vorlieben aktiven Einfluss auf den Ablauf des G*ttedienstes zu nehmen. Vermutlich gehören solche Spannungen zum prototypischen „gesunden Synagogenalltag“ dazu. Allerdings wäre es auch und gerade im Sinne der Zukunftsfähigkeit der Synagoge und der dafür notwendigen Attraktivität des synagogalen Geschehens für ein breiteres Gemeindepublikum sinnvoll, wenn die letztendliche Entscheidung darüber, wie der G*ttedienst tatsächlich abläuft, von einem dafür autorisierten Gremium getroffen würde. Nur dann könnte man nämlich einigermaßen zuverlässig sicherstellen, dass möglichst allen Wünschen und Vorlieben zumindest immer mal wieder Genüge getan wird.

Andererseits ist eine gewisse anarchistische Grundhaltung zweifellos ein typisches und irgendwie ja auch sympathisches Wesensmerkmal jüdischer Gemeinschaften. Es sollte also nicht allzu sehr verwundern, wenn die gelebte Praxis in der Westendsynagoge bezüglich der musikalischen Vorlieben diesem Wesensmerkmal entspricht.

4.2 Disziplin

Geht es bei der Wahl des musikalischen Stils für den Gebetsvortrag noch primär um Geschmacksfragen, ist Frage nach der angemessenen Disziplin der Gebetsteilnehmer während des G*ttedienstes dagegen eher so etwas wie eine Grundsatzdebatte. Dabei sind die „theoretischen Grundlagen“ eigentlich unstrittig: die Halacha – also der für das orthodoxe Judentum maßgebende Verhaltenskodex – lässt diesbezüglich keine Zweifel aufkommen. Die Konversation – zumal profaner Art – ist während der meisten Gebete ebenso wie während der Torahvorlesung aus halachischer Sicht tabu. So heißt es im „Schulchan Aruch“ – dem Standardwerk der Halacha – etwa: „Wer während der Wiederholung der Amida schwätzt, lädt sich eine größere Sünde auf, als er tragen kann, und wer es trotzdem tut, ist zu ermahnen“ (Siman 124: Seifim 12, 7) oder auch „In Synagogen und Lernhäusern benehmen wir uns nicht frivol, z. B. Heiterkeit oder Geschwätz.“ (Siman 151 Seifim 12, 1). Es gibt noch eine Fülle weiterer Regeln dieser Art, die allesamt zum Inhalt haben, dass G*ttedienstdisziplin in halachischem Sinne darin besteht, während des Gebetsvortrags und der Torahvorlesung schweigend zuzuhören bzw. mitzubeten. Darüber, ob die Halacha für die Westendsynagoge maßgebend sein soll oder nicht, mag man unterschiedliche Auffassungen haben. Aber dass von der Halacha die entsprechend uneingeschränkte G*ttedienstdisziplin gefordert wird, ist eine nachzulesende Tatsache, die schlicht nicht bestritten werden kann.

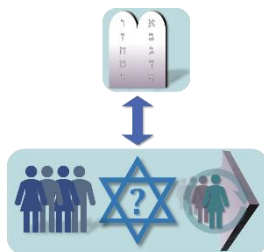
Die gelebte Praxis in der Westendsynagoge sieht freilich anders aus. Insbesondere zu den Hohen Feiertagen aber auch bisweilen während der allwöchentlichen Schabbatg*ttedienste ist es absolut üblich, dass allemal während der Torahvorlesung aber durchaus auch immer mal wieder während des Gebetsvortrags teils ausgiebige Konversationen betrieben werden. Zu den Hohen Feiertagen ist teilweise so extrem, dass man die Torahvorlesung nur noch in unmittelbarer Nähe zum Vortragspult („Bimah“) hören kann und bei bestimmten Teilen des Gebets – wie etwa nach dem Schofarblasen am Rosch Haschanah oder nach Jiskor (dem Gedenkgebet für die Verstorbenen) am Jom Kippur – nicht einmal die geballte akustische Kraft eines Starkantors samt Synagogenchor durch das marktartig klingende Stimmgewirr des Synagogenraums hindurch wahrzunehmen vermag. An einem regulären Schabbat ist dieses Phänomen selbstverständlich

schon wegen der erheblich geringeren Teilnehmerzahl viel weniger ausgeprägt. Dennoch wird gerade die Torahvorlesung für nicht wenige der Synagogenbesucher üblicherweise zur Konversationspause genutzt und einige Wenige sind nicht einmal bereit, ihre Konversation zu beenden, während der Rabbiner predigt.



Hintergrund dieser Praxis ist wohl vor allem der in den Unterabschnitten 2.3 und 3.4 erwähnte Umstand, dass die Synagoge eben gerade nicht überwiegend aus umfassender religiöser Überzeugung und einem damit einhergehenden streng observanten orthodoxen Lebenswandel heraus besucht wird. Vielmehr ist Geselligkeit und Traditionsverbundenheit bzw. der folkloristische Ansatz das bestimmende Motiv der überwiegenden Zahl der Synagogenbesucher. Das schließt natürlich nicht aus, dass auch diese Teilnehmer ihre ganz individuelle Religiosität haben. Klar ist aber, dass der praktizierte Grad an Observanz in orthodoxem Sinne bei dieser Gruppierung nicht sehr ausgeprägt sein kann, denn sonst würde man insbesondere die oben zitierten halachischen Verhaltensregeln für den Synagogenbesuch gemäß dem Schulchan Aruch zu befolgen haben.

Bemerkenswert ist dabei, dass vermutlich kaum ein Angehöriger dieser Gruppierung mit der Vorstellung einverstanden wäre, statt des orthodoxen G*ttedienst lieber einen konservativen oder gar liberalen G*ttedienst in der Westendsynagoge abzuhalten. Es gibt also eine klare Verbundenheit mit der orthodoxen Tradition, den orthodoxen Riten und der orthodoxen Folkloristik – viel weniger jedoch mit Observanz im orthodoxen Sinne. Im Angelsächsischen hat sich dafür der Mottosatz geprägt „the synagogue I do not attend is orthodox“ („die Synagoge, die ich nicht besuche, ist orthodox“). Für die Verhältnisse in der Westendsynagoge müsste man wohl eher sagen „die Synagoge, die ich besuche, soll so orthodox sein, wie ich es nicht sein will“.



Das alles soll – wie immer – nicht wertend verstanden werden. Es hat aber unübersehbare Konsequenzen. Wir haben in Frankfurt eine orthodoxe Hauptsynagoge, in der es wirklich orthodox lebenden Gemeindegliedern zunehmend schwerer gemacht wird, einen G*ttedienst im Sinne der halachischen Vorgaben zu erleben. Im Gefolge dieses Umstands suchen sich diejenigen, die G*ttedienstdisziplin in halachischem Sinne erleben wollen, entsprechende Ausweichmöglichkeiten in anderen Synagogen, wie etwa dem „Shtibl“, der Baumwegsynagoge oder

seit neuestem auch die Chabad-Synagoge und überlassen die Westendsynagoge damit immer mehr den in 3.4 erwähnten Traditionalisten/Folkloristen. Dadurch wird der G*ttedienst in der Westendsynagoge aber zunehmend zu einer Art „Vorführung“ – getragen von einem harten Kern der Wenigen, die sich an dessen aktiver Gestaltung beteiligen – während die Mehrheit der G*ttedienstteilnehmer dieser „Vorführung“ eher als Zuschauer beiwohnen. Das ist beispielsweise daran gut zu erkennen, dass die Auswahl derer, denen man spontan den Vortrag der Haftara („Abschlusslesung“) antragen kann, sich im Westend auf gerade mal eine Handvoll der üblichen Gebetsteilnehmer beschränkt. Das eigentliche G*ttedienststerlebnis fokussiert sich für die oben als „Zuschauer“ bezeichneten Teilnehmer im Wesentlichen auf kurze Momente des Mitsingens oder des andächtigen Zuhörens. Allerdings sind diese kurzen Momente ein ganz wesentlicher Bestandteil des spirituellen Erlebens dieser Teilnehmer und insoweit einer der Hauptgründe, aus denen sie nächste Woche zum Schabbat oder nächstes Jahr zu den Hohen Feiertagen wiederkommen werden.

Für die weiter unten diskutierte Zukunft des synagogalen Lebens haben die hier niedergelegten Beobachtungen wichtige Implikationen. Insbesondere ist eine mögliche Steigerung der Attraktivität für die Teilnahme an G*ttediensten in der Westendsynagoge seitens einer breiteren Menge an Gemeindemitgliedern damit vor dem Hintergrund des Umstands zu betrachten, dass die Mehrheit der Gemeindemitglieder zweifellos am ehesten von den unter 3.4 erwähnten Traditionalisten/Folkloristen gebildet wird. Es muss in diesem Sinne also ein Angebot geschaffen werden, dass es dieser Gruppierung optimal ermöglicht, eben jene kurzen Momente der Spiritualität und Vertrautheit durch kurze Aufmerksamkeit für den Gebetsvortrag erleben zu können. Wie das gehen könnte, soll weiter unten überlegt werden

4.3 Sinnliches Erleben



Ganz im Sinne des eben Gesagten, ist die Frage relevant, wieviel sinnliches Erleben die Teilnahme an den Synagogeng*ttediensten ermöglichen sollte. Dabei ist mit „sinnlichem Erleben“ eine Ebene der G*ttedienstterfahrung gemeint, die weder eine besondere religiöse Vorbildung noch ein besonderes Maß an orthodoxer Observanz voraussetzt. Es geht also um eine Art intuitiven Sinn für Spiritualität, von dem angenommen werden darf, dass er bei der großen Mehrheit der G*ttedienstteilnehmer vorhanden und für deren individuelle G*ttedienstterfahrung maßgebend ist.

Da – wie im vorangegangenen Abschnitt ausgeführt – trotz allem ein orthodoxer Ritus in der Westendsynagoge erwartet wird, sind die Mittel zur Erzeugung derartiger sinnlicher Erlebnisse begrenzt. Die zweifellos würdige und erhabene Gestaltung des Synagogenraums macht dessen Betreten alleine schon zu einem sinnlichen Erleben. Viel mehr als das lässt sich aber über visuelle Stilmittel nicht erreichen, denn die Nutzung optischer Medien mit Hilfe entsprechender Technik ist während der orthodoxen Feiertags- und Schabbatg*ttedienste nicht gestattet. Olfaktorische Mittel sind ebenfalls in der orthodoxen Tradition nicht vorgesehen. Der in den späteren Phasen des G*ttedienstes allgegenwärtige Duft des für den Kiddusch aufgewärmten „Tschulent“ mag eine gewisse Ausnahme von dieser Vorgabe bilden. Aber generell ist die Ansprache des Geruchssinnes kein Mittel, das als Teil des orthodoxen Gebetsritus betrachtet werden könnte. Ähnliches gilt für haptisches Erleben. Im Synagogeng*ttedienst orthodoxer Bauart gibt es außer Büchern, Gebetsriemen („Tefillin“) und dem Gebetsmantel („Tallit“) mit seinen Schaufäden („Zizit“) schlichtweg nichts anzufassen, was man als „sinnliches Erleben“ bezeichnen könnte.

Daher bleiben letztlich nur akustische und in gewisser Weise gustatorische Sinnesreize. Letzteres wird – wie in Unterabschnitt 2.5 und 3.5 dargelegt – zumindest am Schabbat und einigen Feiertagen durch den Kiddusch vollumfänglich abgedeckt und ist – wie ebenfalls in besagten Unterabschnitten erwähnt – sogar so attraktiv, dass nicht wenige praktisch ausschließlich für dieses gustatorische Erlebnis in die Synagoge kommen. Abgesehen davon liegt der Schwerpunkt für die Schaffung sinnlicher Erlebnisformen damit jedoch eindeutig auf den akustischen Mitteln.

Neben dem Schofar („Widderhorn“), dessen Klang zum Sinnbild für das Neujahrsfest Rosch Haschanah geworden ist, beschränken sich in einer orthodoxen Synagoge die akustischen Mittel ausschließlich auf die menschliche Stimme. Es geht also letztlich um die Frage, mit welchen gesanglichen und musikalischen Stilmitteln die Gebete vorgetragen werden, um die nach sinnlicher Spiritualitätserfahrung suchenden Teilnehmer zu erreichen.



Dabei ist nicht nur die Auswahl des Musikstils bzw. der Gesangs- und Vortragstraditionen von Bedeutung. Es geht auch um die Grundsatzfrage, ob man etwa aus gesangsrhetorischen Gründen einzelne Wörter des Gebetstextes wiederholen darf oder nicht. Während eine in diesem Sinne freizügigere Vortragsart in der Westendsynagoge traditionell nicht nur geduldet, sondern vielmehr ausdrücklich gewünscht ist, scheiden sich die Geister etwa in der Baumwegsynagoge nicht selten genau an dieser Frage. Für die einen bietet die größere Flexibilität der gesanglichen Gestaltungsmöglichkeiten eine Chance, das sinnliche Erleben für die Gebetsteilnehmer zu steigern. Für die anderen stellt diese Form der Freizügigkeit indessen ein Tabu dar, durch dessen Missachtung der Gebetstext entstellt und somit seiner Heiligkeit beraubt wird.

Ob und inwieweit man sich derart puristische Auffassungen vor dem Hintergrund der Tatsache leisten kann, dass der überwiegende Teil der Synagogenbesucher vor allem nach musikalisch geprägten spirituellen Erfahrungen strebt und sich die Frage nach der Unantastbarkeit des Gebetstextes in aller Regel nicht einmal stellt (geschweige denn, eine Meinung dazu hätte), wird Gegenstand der unausweichlichen Diskussionen bleiben, die zu führen sein werden, wenn es darum geht, die Teilnehmerzahlen in den Synagogen zu vergrößern oder wenigstens nicht noch weiter abnehmen zu lassen. Denn wenn man der (im Sinne der religiösen Vorschriften eher wenig gebildeten) Mehrheit der Gemeindemitglieder in den Synagogen etwas bieten möchte, das ihnen eine echte spirituelle Erfahrung verschafft, wird man sich gut überlegen müssen, wie sich dieses Ziel mit einer allzu strengen Auslegung der Liturgievorschriften vereinbaren lässt.

4.4 Zusammengefasst

Aus den in diesem Abschnitt geschilderten Beobachtungen über das Geschehen in den Frankfurter Synagogen – allen voran die Westendsynagoge – sollte deutlich geworden sein, dass die Synagogen einer Fülle von Teilnehmern mit verschiedenen Bedürfnissen und Wünschen gerecht zu werden haben. Es liegt auf der Hand, dass das schon jetzt nicht gerade ein leichtes Unterfangen ist. Bezogen auf die Frage, was zu tun ist, um der Synagoge auch in Zukunft noch ausreichende Besucherzahlen zu beschern, wird es umso schwieriger, mit Konzepten aufzuwarten, die für die neu zu gewinnenden Gemeindemitglieder interessanter sind als das, was bisher geboten wird, ohne dass die bisherigen Besucher dadurch in die Entfremdung abgedrängt zu werden drohen.

Der folgende Abschnitt soll sich daher der Frage widmen, auf welchen Grundlagen eine solche Ansprache neuer potenzieller Teilnehmergruppen zu erfolgen hätte und welche Chancen und Risiken sich daraus ergeben.

5 Zukunft der Synagoge

Aus den bisher angestellten Betrachtungen zu den Teilnahmemotiven, den verschiedenen Gruppierungen und dem variationsreichen Geschehen des Synagogeng*ttedienstes in Frankfurt sollte deutlich hervorgegangen sein, dass die Synagogeng*ttedienste keineswegs in einem unproblematischen Zustand sind. Zu sehr klaffen etwa die Bedürfnisse und Interessen der religiös Überzeugten mit denjenigen der folkloristisch-/traditionell motivierten Teilnehmer auseinander, als dass eine einzelne Synagoge ohne weiteres beiden Gruppen gleichermaßen das bieten könnte, was sie wirklich suchen. Andererseits ist die Grundidee einer Synagoge, die zwar orthodox sein soll, deren Besucher aber ganz überwiegend eine (jedenfalls in orthodoxem Sinne) weitgehend religionsferne Lebensführung praktizieren, nicht gerade ein konsistentes Konzept. Das entspräche in etwa dem Besuch eines veganen Restaurants durch ausgewiesene Fans des Fleischgenusses, die nur gelegentlich den Geist des veganen Lebensstils schnuppern möchten und im Restaurant daher zwar eine streng vegane Küche erwarten, sich jedoch das Recht vorbehalten, zur Auflockerung des Menüs ein wenig Fleisch mit ins Restaurant bringen zu dürfen.

Bedenkt man zudem, dass die Synagoge ja eigentlich per se nur einen Teil der Fundamente jüdisch-religiösen Lebens darstellt, während der andere Teil vor allem in der häuslichen Lebensführung beheimatet ist, bürdet man der Synagoge quasi auf, der zunehmend säkularen Gemeinde auch noch einen institutionellen Ersatz für die fehlenden jüdischen Elemente des häuslichen Lebens anzubieten. Wie sonst würde sich die oben erwähnte Attraktivität des Kidduschs erklären?

All das macht es alles andere als einfach, sich einen sinnvollen, effektiven und zielführenden Weg zu überlegen, um ein breiteres Gemeindepublikum für die Synagoge zu interessieren – und das alles zudem noch mit Blick darauf, dass die angestammten Synagogenbesucher sich durch etwaige PR-Maßnahmen nicht entfremdet oder gar ausgegrenzt fühlen dürfen. Wir wollen uns daher im Folgenden zunächst auf die Frage fokussieren, welche Möglichkeiten für eine behutsame Anpassung des G*ttedienstgeschehens denkbar sind, bevor wir uns anschließend mit der Frage beschäftigen, wie man die Teilnahme am Synagogeng*ttedienst besser in der Gemeindeöffentlichkeit vermarkten kann – denn was nützt der attraktivste G*ttedienst, wenn niemand weiß, dass, wie und warum er stattfindet?

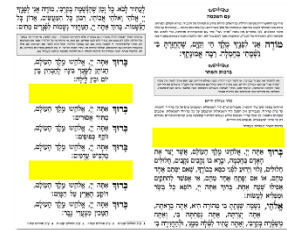
5.1 Attraktivität



Will man die Teilnahme an den Synagogeng*ttediensten einer breiteren Öffentlichkeit schmackhafter machen, bietet es sich an, den G*ttedienst so zu modifizieren, dass er für besagte breitere Öffentlichkeit spannender wird. Um dieses zu leisten, wäre zunächst zu klären, was genau am G*ttedienst für die bereitere Gemeindeöffentlichkeit nicht attraktiv genug ist, um eine Teilnahme in Erwägung zu ziehen. Da könnte man sich eine Menge möglicher Gründe überlegen. Das Eine könnte die mangelnde Verständlichkeit des Geschehens sein. Immerhin findet praktisch alles auf Hebräisch statt – eine Sprache, der die meisten Gemeindemitglieder nicht hinreichend mächtig sein



dürften. Aber auch die komplexe Liturgie macht es nicht gerade einfach, dem G*ttedienstgeschehen überhaupt folgen zu können – geschweige denn, ihm etwas abzugewinnen. Und die fast drei Stunden, die ein Samstagmorgeng*ttedienst in der Westendsynagoge beansprucht, machen den Aufwand für eine mögliche Teilnahme nicht gerade geringer.



An all diesen Parametern zu drehen, hieße aber, an den Fundamenten des orthodoxen G*ttedienstes zu rütteln. Da die anzusprechende Mehrheit der Gemeindemitglieder aber ohnehin kein orthodoxes Leben führt, könnte man spontan sagen „so what? Lasst uns eben zu anderen G*ttedienstformen greifen“. Aber so einfach ist das nicht. Wie bereits in 4.2 erwähnt, will ganz augenscheinlich selbst die säkulare Mehrheit der Gemeinde trotzdem noch den Geschmack der orthodoxen Liturgie schmecken, wenn sie denn mal in die Synagoge kommt – und um wieviel mehr wollen das diejenigen, die bereits heute regelmäßig in die Synagoge kommen – und zwar gerade weil die Liturgie so ist, wie sie eben ist? Ein solcher Weg ist also vermutlich weder durchsetzbar noch wirklich zielführend.

Kann man dann vielleicht den orthodoxen G*ttedienst irgendwie „aufpeppen“, um ihn für eine breitere Öffentlichkeit interessanter zu machen? Das wäre vorstellbar. Jedenfalls dann, wenn man es nicht gleich für immer tut (und damit die „alteingesessenen“ Teilnehmer verprellt), sondern etwa nur alle paar Wochen in Form ausgesuchter und vorher angekündigter Sonderveranstaltungen mit bestimmten Mottos. Denkbar wären beispielsweise gesanglich



aufgewertete Freitagabendg*ttedienste nach Schlomo-Carlebach-Art oder auch die gelegentliche Einladung innovativer Synagogenchöre. Auch die Kombination mit gustatorisch interessanten Angeboten wie etwa einer gemeinsamen Kabalat-Schabbat-Feier im Anschluss



an den G*ttedienst könnte spannend sein, wobei hier natürlich zu beachten ist, dass es sich aus organisatorischen Gründen nur um geschlossene Veranstaltungen für ein vorher eingeladenes Publikum handeln kann, wenn man totales Chaos vermeiden möchte. Inwieweit das von den angestammten G*ttedienstteilnehmern goutiert würde, bleibt abzuwarten.



Unterm Strich bleibt somit festzuhalten, dass man hier durchaus Raum für kreative Ideen entdecken kann, die allerdings mit Blick auf die angestammten Synagogenbesucher sehr behutsam zu gestalten und mit viel Fingerspitzengefühl umzusetzen wären.

5.2 Marketing



Will man den oben genannten potenziellen Konflikt mit den angestammten G*ttedienstteilnehmern vermeiden, wäre es vermutlich geschickter, den G*ttedienst weitgehend unangetastet zu lassen und stattdessen den bisher synagogenabstinenten Gemeindemitgliedern stichhaltige Gründe zu vermitteln, den häufigeren Besuch des G*ttediensts in seiner bestehenden Form in Erwägung zu ziehen. Eine solche Strategie müsste darin bestehen, drängende Fragen im Alltag des

säkularen Lebens unserer Zeit zu finden, auf welche die Teilnahme an den Synagogeng*ttediensten eine adäquate Antwort darstellen könnte.

Dazu bieten sich in der Tat einige Möglichkeiten an. So werden etwa dem modernen Menschen unserer Tage allenthalben Dienstleistungsangebote zugetragen, die ihm dabei helfen sollen, mehr „Achtsamkeit“ walten zu lassen oder etwa „Entschleunigung“ zu finden. Es sind dies also allesamt Angebote, die dem von Kommunikationsterror, Zeitdruck und Überstunden



gelplagten Menschen unserer Zeit Foren und Wege für die Flucht aus eben diesen unheilträchtigen Plagen des Alltags aufzeigen sollen. Könnten hier aber nicht gerade die Synagoge und die darin gelebten G*ttedienste (ggf. angereichert mit gustatorischen Highlights wie dem Kiddusch am Samstagmittag oder einem möglicherweise angebotenen Kabalat-Schabbat-Essen) eine echte und für die Mitglieder unserer Gemeinde außerordentlich naheliegende Alternative darstellen? Sind denn nicht gerade die Synagogeng*ttedienste die passenden Gelegenheiten, um

„die Seele baumeln zu lassen“, sich wirksam dem erbarmungslosen Drängen des Terminkalenders sowie der nicht enden wollenden Flut an E-Mails und Chat-Nachrichten zu entziehen und seinen inneren Takt zu „entschleunigen“? Versetzen uns innig vorgetragene Gebete nach klassischer aschkenasischer Tradition nicht in seelische Schwingungen, die uns auf vollkommen intuitive Weise die Verbindung mit unseren jahrhundertealten Wurzeln spüren lassen – mit einer Lebenswelt also, die den unheiligen Errungenschaften unserer modernen Welt wie ein zeitloser Fels in der Brandung trotzt?

So oder so ähnlich könnte man möglicherweise versuchen, die ansonsten synagogenabstinenten Gemeindemitglieder eben genau da abzuholen, wo ihr moderner Alltag sie problembeladen stehen lässt. Gelebtes Judentum in der Synagoge (und gerne natürlich auch darüber hinaus) also als Tankstelle für die regenerative Energie der zeitlosen Spiritualität, die wir so dringend brauchen, um uns der Versklavung unseres Terminkalenders und des nicht enden wollenden Nachrichtenstroms unserer allzeit offenen informationstechnologischen Kommunikationskanäle wirksam entziehen zu können.

Sicher: das sind alles reichlich unausgegrenzte Denkansätze und aller Wahrscheinlichkeit nach könnten sich entsprechend qualifizierte Marketingprofis noch weitaus wirksamere Wege ausdenken, um die Synagoge erfolgreich bei der chronisch abstinenten Gemeindemasse zu bewerben. Wichtig ist dabei indessen, dass die Synagoge dann allerdings auch das Versprechen halten muss, das die jeweilige Werbestrategie bei der Zielgruppe zu platzieren versucht. Damit wären wir aber doch wieder bei den im vorangegangenen Unterabschnitt angestellten Überlegungen zur möglicherweise erforderlichen Anpassung des G*ttedienstablaufs und den darin enthaltenen bzw. damit einhergehenden Angeboten an die neugierig gemachten Abstinenzler.

5.3 Zusammengefasst

Die in den beiden vorangegangenen Unterabschnitten angestellten Betrachtungen haben gezeigt, dass man wohl beide der oben angerissenen Ansätze in geeigneter Kombination

verfolgen muss, wenn man wirklich realistische Aussichten auf eine erfolgreiche Erschließung neuer Synagogengängerpotenziale haben möchte. Dass das kein leichtes Unterfangen wird, ist ziemlich offensichtlich. Es würde eine Menge Fingerspitzengefühl erfordern, hier etwas Neues zu bieten, ohne den für die Zielgruppe so bedeutsamen Traditionscharakter des G*ttedienstgeschehens zu gefährden. Auch wird man akribisch darauf achten müssen, die Vermarktung der Synagogenbesuche als Antwort auf drängende Probleme des modernen Alltagslebens nicht in einer Weise zu gestalten, die zu einer Bagatellisierung, Infragestellung oder gar Verhöhnung der jüdisch-orthodoxen Lebensphilosophie gereicht. Immerhin geht es ja nicht nur um die Steigerung der Teilnehmerzahl als Selbstzweck, sondern auch und gerade darum, eine größtmögliche und gleichzeitig stabile Gemeinschaft hervorzubringen, welche die bewährten Traditionen der orthodoxen Liturgie lebendig hält und für die Zukunft bewahrt. Und bei alledem sind auch die Bedürfnisse der angestammten Synagogengänger zu berücksichtigen, die man ja nicht im Gegenzug zur Erschließung neuer Besucherpotenziale verlieren möchte.

Es geht hier also um eine subtile Gratwanderung zwischen behutsamer Modernisierung einerseits und verantwortungsvoller Traditionswahrung andererseits. Es geht um die geschickte Vermarktung der Synagoge als Ort, an dem wir Lösungen für die Probleme des modernen Lebensalltags finden und gleichzeitig darum, die Synagoge als zentralen Ort des Ausdrucks traditionsreicher jüdisch-orthodoxer Lebensführung zu erhalten. Es wäre demnach wohl als Vermessenheit zu bezeichnen, wenn man behauptete, eine einfache Lösung für diesen Spagat parat zu haben. Dennoch sollten die hier vorgestellten Überlegungen allemal als Denkanstöße für hoffentlich fruchtbare Diskussionen herhalten können.

6 Fazit

Wir haben hier die verschiedenen Grundmotive kennengelernt, die nach Beobachtung des Autors dafür verantwortlich sind, dass die Mitglieder unserer Gemeinde in die Synagogen kommen. Dabei sollte deutlich geworden sein, dass diese Motive teils erheblich auseinandergehen und sich bisweilen sogar entgegenzustehen scheinen. Vor allem ist aber davon auszugehen, dass es in den meisten Fällen eine jeweils individuelle Kombination unterschiedlich gewichteter Ausprägungen der vorstellten Grundmotive sein dürften, die den einzelnen Synagogengänger letztlich dazu bewegen, am G*ttedienst teilnehmen zu wollen.

In den weiteren Betrachtungen haben wir folgerichtig herausgearbeitet, dass auch die Gruppierungen, die sich in der Menge der G*ttedienstteilnehmer erkennbar voneinander abgrenzen lassen, entsprechend vielschichtig und keineswegs scharf voneinander zu trennen sind. In diesem Zusammenhang haben wir auf die Beobachtung hingewiesen, dass Traditionsverwurzelung und Observanz aufgrund der Zusammensetzung der jeweils von diesen Motiven geleiteten Gruppierungen zunehmend auseinanderzudriften scheinen – ein Umstand, der für die Frage nach einer adäquaten Gestaltung der G*ttedienste möglicherweise von Bedeutung sein könnte.

Als eine Folge der erkennbaren Diversifikation unter den G*ttedienstteilnehmern haben wir anschließend die entsprechenden Unterschiede bei den Erwartungen und Vorstellungen herausgearbeitet, mit denen die Angehörigen der jeweiligen Gruppierungen in die Synagogeng*ttedienste kommen. Wir haben zudem verschiedene Ebenen vorgestellt, auf denen

diese unterschiedlichen Erwartungen aufeinandertreffen und dabei gezeigt, dass insbesondere die Frage nach dem angemessenen Grad an Disziplin aber auch die Frage nach einem adäquaten Maß an erlebbarer Sinnlichkeit typische Felder sind, an denen sich die Geister im Synagogengottesdienst bisweilen scheiden.

Abschließend haben wir versucht, basierend auf all diesen Beobachtungen dazulegen, welche Möglichkeiten in Frage kommen könnten, um den Besuch der Synagoge für ein breiteres Gemeindepublikum interessanter zu machen. Wir haben dabei einerseits Überlegungen zu veränderten Gottesdienstkonzepten angestellt, die allerdings immer unter dem Vorbehalt stehen, dabei nicht die gewachsenen und bewährten Liturgietraditionen zu gefährden. Andererseits haben wir Ideen vorgestellt, mit denen man den Gemeindegliedern den Synagogenbesuch als adäquate Antwort auf drängende Fragen des modernen Lebensalltags nahelegen und somit schmackhaft machen könnte. Gleichzeitig haben wir jedoch darauf hingewiesen, dass eine derartige Vermarktungsstrategie nicht zur Bagatellisierung oder gar zum Missbrauch der jüdisch-orthodoxen Weltanschauung führen darf, wenn man die Synagoge als Ort gelebter Verbundenheit mit der jüdischen Orthodoxie erhalten will.

Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass die Synagoge ein außerordentlich komplexes und dementsprechend schwer zu durchdringendes Gebilde ist, das in vielerlei Hinsicht die Gesamtstruktur ihrer Gemeinde widerspiegelt. Es ist daher alles andere als offensichtlich, wie das Patentrezept für die „richtige“ Gestaltung des synagogalen Erlebnisses aussehen sollte. Und zwar nicht nur zur Gewinnung zusätzlicher Synagogengänger und Sicherung der Zukunftsfähigkeit der Synagoge. Nein, es geht eben ganz ausdrücklich auch um die Bewahrung der Traditionsverbundenheit und -kontinuität, die ja gerade zu den bestimmenden Wesensmerkmalen des orthodoxen Judentums gehören. Und genau, weil diese beiden Anforderungen sich keineswegs einfach unter einen Hut bringen lassen, ist jeder Versuch, eine gangbare Lösung zu finden, als hochgradig subtile Gratwanderung anzusehen.

Für die Gemeinde und ihre Synagoge sollte jedoch eines dabei ganz klar sein: wenn wir nichts tun, muss damit gerechnet werden, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis der Letzte der angestammten Synagogengänger den Weg alles Irdischen gegangen ist oder der Synagoge einfach aus Frust über die zunehmende Vereinsamung den Rücken gekehrt hat. Wer das verhindern will, muss handeln. Oder, um es mit Hillels Worten zu sagen:

„וְאִם לֹא עַכְשָׁיו, אִמָּתַי?״ – „Und wenn nicht jetzt, wann dann?“